

# Die Zigeunerwelt

Nr. 32

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

## Onkel Franz.

Roman von J. Bilcher-Clausen.

(Fortsetzung.)

In jedem Abend, wenn sie allein nach dem Strand wanderten, saß Kaja auf einem hohen Stein am Uferande, die Hände um die

Knie gefaltet, und sang mit ihrer tiefen, warmen Stimme weit, weit über das Meer hin.

Dann lag Onkel Franz im Sände daneben und sah sie an mit den Augen, die so wechselnd in ihrer Farbe waren, wie das Meer da draußen auch.

„Sing' weiter!“ bat er, wenn sie aufhörte. Dann sang sie seine Lieblingslieder, und er folgte den ausdrucksvollen Zügen um ihren Mund, wenn sie nach dem Gesang mit noch halbgeöffneten Lippen vor sich hin sah.

Dann kam es vor, daß er wohl plötzlich die Augen schloß und flüsterte: „Sing' weiter! Sing' mir von dem Jubel, zu leben, und sing' mir von der Freude, zu sterben!“

Sie aber schwieg.

14.

Am dem Morgen, wo Kaja und Onkel Franz Möbbig verlassen mußte, sandte der Oberarzt von Dringe eine Botschaft; er bat sie, so schnell wie möglich zu kommen, da Frau Halling

am Nervenleber erkrankt sei und er nicht glaube, daß sie noch viele Tage zu leben habe. Sie reisten am demselben Morgen ab und nahmen Helle mit.

Kaja war unterwegs sehr still, und Onkel Franz mußte Helle bei guter Laune erhalten. Der Junge strampelte und lachte über die „Puff-Puff-Bahn“, und warf jedem Reisenden, der hereinkam, eine Nußhand zu. Auf Onkel Franz' Schoß schlief er endlich ein, das schwarzgelockte Köpfchen dicht an dessen Brust geschmiegt und die Händchen festgeballt.

Als die Heilanstalt erreicht war, übergab Onkel Franz Helle einer Wärterin und ging mit Kaja zu der Kranken.

Kaja blieb tief- und schweratmend vor der Tür stehen.

„Ich fürchte mich,“ sagte sie, „ich fürchte mich vor dem Tod.“

Er ergriff ihre Hand und hielt sie in der stillen Art fest, die Kaja stets vernahmte.

„Und ich freue mich gerade darauf, Dir zu zeigen, wie schön er ist,“ erwiderte er.

Sie gingen miteinander hinein, und die Kranke wandte ihnen sofort den Kopf zu.

„Welche Nachricht bringst Du von dem Prinzen?“ fragte sie, ihre fieberheißen Augen auf Onkel Franz heftend.

Er setzte sich ruhig neben sie,



Zigeunermädchen. Nach einem Gemälde von Franz Hals.

dann sagte er: „Ich soll Dir ausrichten, daß Du nun reisen dürftest, wohin Du wolltest, das Gefängnis stehe Dir offen.“

Die Augen der Kranken strahlten; sie strich das blicke, graue Haar von der Stirn zurück und richtete sich auf den Ellbogen auf.

„Es ist gut, daß Du kommst,“ sagte sie. „Du verstehst immer, was ich meine. Es gibt wohl noch etwas nachher — ein ganz anderes Leben als dies — beschreibe es mir!“

Onkel Franz beugte sich vor und näherte seinen Mund ihrem Ohr.

„Ich weiß nicht, wie es ist, ich habe es ja nicht selbst erlebt. Aber wenn ich daran denke, ist es mir, als höre ich Ketten fallen.“

„Ganz richtig,“ sagte sie. „Ich kenne den Ton — wenn ich hier herumging, war es mir immer, als höre ich die Ketten rasseln. Ach wenn Du wüßtest, wie entsetzlich das war!“ Sie schauderte.

„Ich ging und ging, um ihnen zu entgehen, aber immer rasselten sie hinter mir her. Und nun werden sie fallen, sagst Du. Welch ein großes, unbegreifliches Glück!“

Onkel Franz schaute in das Gesicht, das schon vom Tod gezeichnet war.

„Ja,“ sagte er mit warmer Stimme, „nun werden wir Dich glücklich sehen.“

Raja lag vor dem Bett auf den Knien, das Gesicht fest in die Kissen gepreßt. „Arme, liebe Mutter,“ sagte sie mir, „armes, liebes Mütterchen!“

Die Kranke hob lauschend den Kopf, es war, als spreche etwas zu ihr aus dieser Stimme, aber sie konnte sich nicht klar machen, was es war. Sie ließ ihre milde Hand auf Rajas Kopf sinken und sah Onkel Franz an.

„Gegen sie mußt Du gut sein,“ sagte sie, „sie sieht einem kleinen Mädchen ähnlich, das ich einmal gehabt habe.“

Raja brach in Tränen aus. Das Gesicht in den Händen vergraben, weinte sie lange und heftig, so daß die Kranke unruhig wurde.

„Ich kann Dich nicht trösten,“ sagte sie, „all mein Trost ist verschwunden.“

Da legte Onkel Franz seine Hand fest auf Rajas Schulter, indem er leise sagte: „Nimm' Dich zusammen und laß' sie glücklich sterben.“

Raja richtete sich augenblicklich auf. Beschämt trocknete sie ihre Augen und setzte sich auf einen Stuhl neben dem Bett. Onkel Franz saß auf der anderen Seite, und über dem Sterbebette reichten sie sich die Hand. Still saßen sie da und erwarteten die Verwandlung. So oft Raja den Kopf abwenden wollte, flüsterte er: „Nein, sieh' sie an. Du mußt ihr Gesicht sehen, wenn die Fesseln fallen.“ Und widerstrebend gehorchte sie.

Aber bei einem röchelnden Laut, der sich dem Hals der Kranken entrang, fuhr sie zusammen. „Nein,“ sagte sie sich abwendend, „das ist etwas Entsetzliches, ich will es nicht sehen.“

„Es ist feig, sich ihm zu entziehen,“ versetzte er, sie mit seinem Blick zwingend. „Wenn Du dem Tod nicht fest ins Auge siehst, wirst Du seine Schrecken nicht überwinden.“

Dann begann sie der Kranken ins Gesicht zu sehen. Sie folgte dem wechselnden Ausdruck der Augen, sie folgte dem Tasten der Hände auf der Bettdecke, und es war ihr, als fühle sie den kalten Schweiß auf ihrer eigenen Stirne, als sie ihn tropfenweise über die bleichen Wangen hinabrollen sah. Aber plötzlich sah sie hinter dem Schrecken noch etwas anderes. Eine gebundene Seele sah sie, die aus den gebrochenen Augen mit dem Ausdruck der Hoffnung auf Freiheit herausschaute.

Die Kranke lag mit weitgeöffneten Augen da. „Ach wein,“ sagte sie plötzlich mit stehender Stimme, „tritt nicht darauf! Es ist zwar nur ein Würmchen, aber es hat ja doch auch eine Seele!“

Onkel Franz lächelte. „Wie merkwürdig,“ sagte er, „soben dachte ich daran, wie gut sie immer war.“

Raja sah Onkel Franz an; Tränen hingen in ihren langen Wimpern. „Doch, Du kommst es,“ sagte sie. „Niemand ist so gut und zartfühlend wie

Du; ich glaube, daß sie während all' dieser Jahre das Gefühl gehabt hat, daß mit Dir die Harmonie in ihr armes, gekränktes Dasein kam. Deshalb gewannst Du diese merkwürdige Macht über sie.“

„Nein, nein!“ rief die Kranke plötzlich und richtete sich auf. „Mein Prinz müßte anders sein, er müßte dem gleichen, der hier sitzt. Seine Augen müßten so stark sein und seine Hände so weich — sein Herz müßte trenn sein, und nie dürfte er einem Opfer aus dem Wege gehen! In einer Hinsicht mir — nur in einer einzigen — dürfte er dem Weibe gleichen. Er müßte sich für den, den er liebte, aufopfern können. Aber er, an den ich denke,“ sie lachte hart und bitter, „er trat auf mich herum, an jedem Tag, den Gott gab — er hatte seine Freude daran, zu sehen, wie weh es tat. Und seine Hände,“ sie schauderte, „seine Hände waren so groß, so hart!“

Onkel Franz beugte sich vor und legte ihr die Hand auf die fieberheiße Stirn; da richtete sie ihren trenn Blick auf ihn.

„Sag' es niemandem!“ flüsterte sie. „Wenn ich etwas gesagt habe, so behalte es für Dich! Alle die Frauen, die am tiefsten trauern, trauern einsam. Wir wagen nicht, davon zu sprechen, so lange wir leben — wir wagen nicht einmal, es im Sterben zu flüstern. Das größte und schwerste Rätsel unseres Erdendaseins nehmen wir mit in den Schoß des Grabes.“

Er nahm ihre Hand, die unruhig auf der Decke tastete, und hielt sie fest in der seinen.

„Es ist wahr,“ sagte er, „Ihr müßt auch einsam sein.“

Und unter dem Einflusse seiner tiefen, ruhigen Stimme schloß sie die Augen und schlummerte ein. Aber eine halbe Stunde später fuhr sie wieder auf.

„Sieh,“ sagte sie und starrte mit leuchtenden Augen gerade aus, die Tore sind weit geöffnet! Ich will hinaus! Ich will fliegen! . . . Aber es nützt nichts,“ erklang es klagend, „denn ich habe ja keine Flügel!“

„Liege' mir ganz stille,“ sagte Onkel Franz, „dann wirst Du fühlen, wie die Flügel wachsen.“

Und die Kranke lag unbeweglich; ihr ganzes Gesicht war ein einziges, großes, erwartungsvolles Lächeln.

„Sieh, wie schön,“ sagte Onkel Franz. Er ergriff Rajas Hand und zog sie näher zu der Kranken hin. Raja hatte ihren Kopf in den Kissen vergraben, als fürchte sie sich, dem Tod ins Angesicht zu sehen; nun erhob sie ihn rasch und folgte der Richtung seines Blickes.

Aber die Sterbende sah sie nicht mehr — ihre Augen brachen unter der Wärme eines fernen, strahlenden Lichtes, und sie hatte den Ausdruck, wie ihn ein lebenslänglich Gefangener haben mag, der plötzlich frei wird. „Die Flügel,“ flüsterte sie nur, „die Flügel . . .“

„Jetzt hat sie sie bekommen,“ sagte Onkel Franz, und breitete still das Laken über ihr Gesicht.

„Laß' mich sie noch einmal sehen!“ bat Raja und küßte schluchzend die kalten Hände, die vor einem Augenblick noch nach den ihrigen getastet hatten. Aber Onkel Franz ergriff sie bei der Hand und ging mit ihr in das aufstoßende Zimmer.

„Warum willst Du noch mehr sehen? Was nun noch übrig ist, ist nicht schön.“

Schauernd schmiegte sie sich an ihn.

„Der Tod ist doch etwas Furchtbares,“ sagte sie.

„Aber auch eine Befreiung,“ fügte er hinzu.

„Bedenke, welche Befreiung für eine Seele wie die ihrige!“

„Aber er treunt, er legt Tausende von Meilen zwischen uns,“ sagte Raja und schaute über seine Schulter hinweg nach dem Lager, wo die Tote lag.

„Das denke ich gar nicht,“ sagte er in seiner stillen, sicheren Art. „Was ist Zeit und Raum?“

Aber Raja konnte sich von dem Gefühl des Unbehagens nicht freimachen; und unwillkürlich zog sie Helle an sich, ler spielte auf dem Boden

saß, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß vor einem Augenblick der Tod an ihm vorübergeschritten war.

Hestig preßte Raja den Jungen an sich und sagte, ihre Augen fest auf Onkel Franz gerichtet.

„Ich hoffe, daß ich von uns dreien zuerst sterben darf, denn ich könnte weder Dich noch den Jungen hergeben. Nein, nein — ich könnte es nicht!“

In ihren Augen lag eine solche Angst, und ihre Stimme bebte so heftig, daß er nur ihr gequältes Haupt an seine Brust ziehen und nur immer wieder ihr rotgoldenes Haar und ihre samtweichen Wangen mit der zarten, fast kindlichen Stäubung küssen konnte. . .

Tage- und wochenlang wurde Raja von etwas verfolgt, das sie Tag und Nacht mit Entsetzen erfüllte.

Es war ihr, als höre sie eine Stimme fragen: „Wen willst Du lieber verlieren, ihn oder den Jungen — ihn oder den Jungen?“

Und welchen sie auch immer wählte, so war es ihr, als müßte ihr das Herz brechen. Und dann wurde sie von einem entsetzlichen Gramen erfaßt, daß sie am Ende die Krankheit ihrer Mutter geerbt habe.

Schließlich konnte sie es nicht länger aushalten, sondern erzählte alles Onkel Franz.

Es war an einem Abend, als sie zusammen spazieren gingen. Sie hatte ihren Arm in den seinigen gelegt, und er hielt den Regenschirm über sie, weil ab und zu ein leichter Regenguß fiel.

Sie verbergte ihm nichts. Bis in die kleinsten Einzelheiten berichtete sie ihm von der qualvollen Angst und von dem Entsetzen vor der möglichen Vererbung der Krankheit ihrer Mutter.

Während sie sprach, drückte er mehrere Male ihren Arm heftig an sich, sagte aber nichts. Es fiel ihr auf, daß er sehr bleich war.

Als sie ein Kind und später ein junges Mädchen war, da hatte er selbst ab und zu dieselbe Angst gefühlt — deshalb hatte er sie absichtlich von dem Zusammensein mit der Mutter ferngehalten; sorgfältig und fürsorglich hatte er sie vor den peinlichen Eindrücken bewahrt, bis sie selbst bestimmt verlangt hatte, ihn auf seinen Besuchen nach Oringe zu begleiten.

Sie hatte indes alles, was sie da sah, so ruhig aufgenommen, daß er schließlich seine alten Bedenken ganz vergessen hatte. Jetzt machte er sich bittere Vorwürfe, daß er Raja nicht ganz fern gehalten hatte.

„Mein Lieb,“ sagte er und fuhr zärtlich über die Hand, die auf seinem Arm lag. „Es ist ganz allein meine Schuld; warum nahm ich Dich mit dorthin.“

„Aber, Onkel Franz, wie kannst Du so etwas sagen!“ wandte sie sich heftig an ihn. „Oder,“ sie warf einen raschen Blick auf sein Gesicht, „hast Du vielleicht selbst Angst?“

Er überlegte einen Augenblick; aber so gewohnt war er, immer aufrichtig gegen sie zu sein, daß er nach einer kleinen Pause sagte:

„Vor vielen Jahren habe ich Angst gehabt, in ganz einzelnen Augenblicken, aber nun habe ich keine mehr. Wenn Du selbst darüber reden kannst, ist keine Gefahr da. Du hättest mir Deine Gedanken nur nicht so lange verbergen sollen.“

„Ich hatte so große Angst, sie könnten Dir wehe tun,“ sagte sie, ihn betrübt ansehend.

Aber er blieb stehen und nahm ihre beiden kleinen Hände in die seinigen.

„Es giebt nur etwas, das mir weh tun könnte: wenn Du einen Gedanken hättest, den ich nicht kennen würde.“

(Fortsetzung folgt.)

## Sprüche.

Wenn ein Weiser die Gebote der Tugend befolgt, verbirgt er es vor den Blicken der Menschen und ist nicht traurig darüber, daß niemand davon weiß.

(Confucius.)

Ein Weiser verlangt alles nur von sich; ein Dummer alles von anderen.

(Chinesische Weisheit.)

## Gewerbehygiene.

Von Heinrich Wetzker.

Der moderne Gewerbebetrieb schließt eine große Menge Gefahren in sich, die früherer Gewerbebetrieb nicht bot. Die auffälligsten, die jeder Mann sieht, sind die zahlreichen Unfallgefahren an den modernen Kraft- und Werkzeugmaschinen, wie die Unfallgefahren, die mit ganz neuen, der fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis zu dankenden Gewerbezweigen verbunden sind, beispielsweise die moderne Sprengmittelherstellung, die elektrotechnische Industrie, die Gasbereitung, aber auch, wie die Arbeiten unter Preßluft, die Herstellung der gewaltigen Eisenbahntunnel durch mächtige Gebirge, der Tiefantrieb im Bergbau mit durch verbesserte Technik ermöglichten und durch die Bedürfnisse des modernen, so komplizierten Lebens der viel zahlreicher gewordenen Menschen erzeugten neuen, früher unbekannteren Betriebsmethoden, nicht zu vergessen der Unfallgefahren moderner Beförderungsmittel, wie Eisenbahnen, Dampfschiffe, elektrische Bahnen, Automobile. Zu den Gefahren, die man als Betriebsunfälle ansieht — das sind nach der heutigen deutschen Rechtspraxis solche Schädigungen, die auf plötzliche Einwirkungen zurückzuführen sind —, kommen die Gewerkrankheiten, deren jedes Gewerbe eine Reihe ihm besonders eigentümlicher hat. Allein die Entwicklung der Chemie als Wissenschaft hat die Entstehung zahlreicher neuer Industrien veranlaßt, die besondere, früher unbekanntere Krankheiten erzeugen. Es sei nur an die Industrie der Phosphorblindhölzer erinnert mit ihrer schrecklichen Phosphornekrose. Ihr gegenüber waren alle Schutzmaßnahmen so ungenügend, daß man sich endlich zum vollständigen Verbot der Verwendung des giftigen, weißen oder gelben Phosphors entschlossen hat. Die Geschichte der Phosphornekrose und ihrer Bekämpfung bietet gleich ein hervorragendes Beispiel dafür, welche schweren Widerstände der Kapitalismus der Durchführung solcher, dem Leben und der Gesundheit der Arbeiterklasse dienenden Sicherheitsvorkehrungen entgegenstellt. Schon 1845 ist man auf die Phosphornekrose aufmerksam geworden; 1847 ist sie in einem Buche wissenschaftlich beschrieben worden; 1856 wurden die schwedischen Blindhölzer erfunden, die mit ungiftigem, rotem Phosphor hergestellt werden und die ganze Gefahr der Nekrose mit einem Schlage beseitigten; aber erst 1897 ging die Schweiz mit einem Gesetz vor, das die Verwendung des giftigen Phosphors verbot; 1900 ist dieses Verbot in Kraft getreten, und im Deutschen Reich besteht zwar seit 1903 ein solches Gesetz, seine Verbotsbestimmungen treten aber erst im Jahre 1907 in Kraft. Die internationale Arbeiterschutzkonferenz der Regierungen, die im Mai dieses Jahres in Bern tagte, entschloß sich zur Forderung des allgemeinen Verbots der Blindhölzer mit weißem Phosphor von 1911 ab, womit aber noch lange nicht gesagt ist, daß es nun auch wirklich eintritt. Man darf allerdings nicht verkennen, daß nicht allein Mächtigkeiten auf das Großkapital hier eine Rolle spielen, sondern auch auf die gerade bei der Blindhölzerherstellung verhältnismäßig stark beteiligten kleinen und kleinsten Unternehmer und Hausindustriellen. So ist die Bekämpfung der Phosphornekrose gewissermaßen ein Schulbeispiel dafür, daß die Schäden und Nachteile des Kapitalismus im System begründet sind und vielfach trotz besserer Erkenntnis und trotz guten Willens nicht so rasch beseitigt werden können, wie es nötig und unter vernünftigeren, wirtschaftlichen Einrichtungen auch möglich wäre.

Einen erheblichen Anteil an der Wahrnehmung der Gefahren der Berufsarbeit hat auch die gegen früher außerordentlich gesteigerte Intensität der Arbeit. Der Handwerksmeister und der Handwerksgehilfe früherer Zeiten arbeiteten gewiß fleißig und vielleicht auch eben so viel, vielleicht manchmal noch mehr Stunden an einem Tage als der heutige Industriearbeiter. Dennoch brauchte er nicht solche Massen herzustellen; die Art der Arbeit existierte noch

nicht; es gab zahlreiche Feiertage und auch am Tage gelegentliche Arbeitsunterbrechungen. Die gute Rede, bei der die Arbeit einst munter floss, ist heute in der Fabrik verboten; sie verbietet sich auch vielfach von selbst durch den Lärm der Fabrik, und die Alfordpeltche tut ihr Uebriges. Schufden ist heute die Parole der Arbeit. Dazu kommt die Arbeitsstellung. Während der Handwerksgehilfe früherer Zeit ein fertiges Produkt herstellte und deshalb im Laufe weniger Tage, oft nur eines Tages, die verschiedensten Verrichtungen vornehmen mußte, die wiederum die verschiedensten Körperstellungen bedingten, nacheinander alle oder doch die meisten Muskelpartien in Bewegung setzten, ist die Arbeit heute als Teilarbeit immer einseitiger geworden und wird es immer mehr. Es werden in immer höherem Grade nur einzelne Gliedmaßen, einzelne Muskelpartien des Arbeiters in Anspruch genommen; dadurch entstehen Körperverrenkungen und Verkümmungen, Verkümmern anderer Körperteile. Die Arbeitsstellung kann auch in Verbindung mit anderen Umständen besondere Gefahren erzeugen. Es sei zum Beispiel an die Polierkräfte erinnert. Sie ist darauf zurückzuführen, daß der Poliergeist mit giftigen Stoffen versetzt wird, um ihn ungenießbar zu machen. Da wirken mehrere Ursachen zusammen. Erstens die moderne Steuerpolitik, die den herrschenden Agrariern zu Liebe den Trinkspritus außerordentlich verteuert, zur Sicherung dieses Erfolges aber nach Mitteln suchen mußte, den zu gewerblichen Zwecken nötigen Spiritus vor dem Getrunkenwerden zu schützen. Dann die Chemie, die solche Mittel fand, ohne daß der Spiritus deshalb gewerblich unbrauchbar wird, schließlich die Verwendung von Spirituspolitur überhaupt, die ja auch noch verhältnismäßig neu ist, und am Ende die Arbeitsteilung, die Abspaltung eines besonderen Polierergewerbes von der Tischlerei. Tischler und sonstige Holzarbeiter, die nur die von ihnen selbst hergestellten Gegenstände polieren, werden von der Polierkräfte nicht befallen. Nur die Arbeiter, die Tag für Tag nichts weiter tun als polieren, haben unter dieser Krankheit zu leiden.

Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß die gewerbliche Arbeit früher etwa keine Gefahren gehabt hätte; sie sind immer vorhanden gewesen, teils in der Form von plötzlichen Verletzungen, teils in der Form allmählicher Erkrankungen durch Staub, giftige Stoffe, Lärm und dergleichen, teils in der Form körperlicher Mißbildung infolge einseitiger Körperhaltung; aber sie waren nirgends in dem Maße vorhanden wie heute. Der Schmied hatte immer unter dem Lärm zu leiden; daß der Schmied schwerhörig ist, das kann man in den ältesten Erzählungen lesen, aber niemals konnte in der Schmiederei ein so furchtbares Getöse entstehen, wie jetzt beim Verletzen eines großen Dampfessels. Die Arbeitsmethode des Schmiedes hat sich gegen früher wenig verändert; aber die moderne Maschinenteknik hat dem Schmied ein Arbeitsstück geliefert, das allein durch seine Größe die besonderen Berufsgefahren wesentlich verstärkt. Man denke an die eisernen Schiffe. So ist anderseits auch durch Einführung von Maschinen in einzelnen Gewerben der Lärm zu einer Gefahr geworden, wo sonst nur ein mäßiges, unschädliches Geräusch entstand. Das Klappen des hölzernen Webstuhls ist immer ein Nützling der Poesie gewesen. Was hat daraus die moderne Technik gemacht! In dem Webstuhl einer modernen Weberei, wo oft Hunderte der eisernen Webstühle mit großer Geschwindigkeit bewegt werden, da herrscht ein unbeschreiblicher Lärm. Wer als Neuling in diesen Lärm hineinkommt, der mache den Versuch, mit einem anderen zu sprechen. Er wird den Versuch bald aufgeben, denn er wird weder die Stimme des anderen, noch seine eigene Stimme hören. Mit der Zeit lernen ja die Arbeiter, sich auch in solchem Lärm zu verständigen; sie sehen einander auf den Mund. Das Gehör leidet aber selbstverständlich unter so starken, dauernden Angriffen. Auch in der Holzbearbeitung hat die Maschine an Stelle des geringen Geräusches von Hobel und Säge ein ungeheures Getöse gesetzt. Die Hobel- und Fraise-

maschinen, die Kreis- und Bandsägen verursachen durch ihre rasche Bewegung den Mieselärm, der mit der Zeit auch das Gehör der Arbeiter beeinträchtigen muß. Auch die Staubgefahr ist in der Holzbearbeitung durch die Maschinen erhöht worden. Die Holzbearbeitungsmaschinen sind wohl die am schnellsten laufenden Maschinen, die bis zu 3000 Umdrehungen in der Minute machen. Das ist notwendig, weil sie nur bei sehr großer Geschwindigkeit schneiden. Aber selbstverständlich wird dabei nicht nur viel mehr Staub erzeugt, weil die Maschine viel mehr Holz verarbeitet, als die langsame Hand des Tischlers, sondern auch beschleunigt, weil die Abfälle viel mehr zerkleinert werden; schließlich werden sie in weit höherem Grade in der Luft herumgewirbelt und verweht. Wenn auch der Tischler, etwas mehr der Holzbrechler, immer Staub einatmen mußten, so doch niemals entfernt soviel, wie die Arbeiter an den heutigen Holzbearbeitungsmaschinen.

Mit der Steigerung der Gefahren der gewerblichen Arbeit wurde auch die Notwendigkeit ihrer Bekämpfung immer dringlicher. Die Gesamtheit der Maßregeln, die diesem Zwecke dienen, faßt man in dem Begriffe Gewerbehygiene zusammen. Die Gewerbehygiene ist noch sehr jungen Datums, heut aber bereits zu einer umfassenden Spezialwissenschaft entwickelt. Sie umfaßt den Schutz des Arbeiters gegen alle aus der Berufsarbeit erwachsenden Gefahren; es gehören aber im weiteren Sinne dazu auch die Maßregeln zum Schutze des Publikums gegen die schädlichen Einwirkungen eines Gewerbebetriebes, die dann überleiten zur allgemeinen Hygiene. Solche, mehr sanitätspolizeilichen Maßregeln, die sich richten gegen Bekämpfung der Anwohner durch üble Gerüche, z. B. bei Abdeckereien, Weißgerbereien, Seifenherbereien, durch übermäßigen Lärm z. B. bei Stesselschmiedereien, starke Gebläse, durch Siltengase oder die Gase der Säurefabriken, durch Rauch und Ruß, Verunreinigung von Flußläufen durch Fabrikabwässer, kannte man vereinzelt schon im Altertum. Sie beschränkten sich darauf, den belästigten Gewerbebetrieb aus der Nähe der Ansiedlungen zu verweisen. Das ist auch heute noch eines der Mittel, aber längst nicht mehr das einzige. Technik und Chemie bemühen sich fortgesetzt, Vorbeugungsmittel zu finden, und sie müssen es tun, weil die bloße Verweisung aus der Nähe der Ansiedlungen immer wirkungslos wird, teils infolge der zunehmenden Bevölkerungsdichtigkeit, teils infolge der notwendig zunehmenden Größe der Betriebe, wodurch die schädlichen Wirkungen eine immer weitere Umgebung treffen. Man erfindet Methoden zur Klärung der Fabrikabwässer, zum Abfangen der Gase und hat zugleich gelernt, die Gase wieder umbringend in den Dienst der Industrie zu stellen, die Klärstände der geklärten Abwässer industriell zu verwenden. Man hat schalldämpfende Einrichtungen erfunden; der Belästigung durch Rauch und Ruß geht man durch besondere Rauchverbrennungseinrichtungen zu Leibe. Leider setzt die kapitalistische Privatwirtschaft der rationellen allgemeinen Anwendung dieser Schutzeinrichtungen noch schwere Hindernisse entgegen. Das ist besonders der Fall bei der Verunreinigung der Flußläufe und bei der Rauch- und Rußbelästigung. Der private Unternehmer findet es immer noch billiger, die Abwässer seiner Fabrik einfach in den Fluß laufen zu lassen, als sie einem Klärverfahren zu unterwerfen und die Klärstände irgendwie zu verwerten. Selbst wo Polizeiverordnungen darüber existieren, zahlt er gern die geringe Polizeitraße, weil auch das noch billiger ist. Ein planmäßiger Kampf gegen diese Mißwirtschaft ist ja eingeleitet durch eine Gesellschaft zur Reinhaltung der Flußläufe; auch der Reichstag hat sich schon mit der Frage beschäftigt; aber es wird voraussichtlich wohl noch viel verpestetes Wasser durch unsere Flüsse laufen, ehe energische Maßregeln dagegen ergriffen werden. Die Bekämpfung der Rauch- und Rußplage liegt noch mehr im Argen, obwohl die Technik erfolgreich bemüht ist in der Auffindung von Hilfsmitteln dagegen und obwohl die Reinhaltung der Luft so wichtig ist wie die

Meinhaltung der Flüssläufe. Bliestlicht wird einst die Elektrizität die Plage allgemein beseitigen.

Das eigentliche Gebiet der Gewerbehygiene ist der Schutz des Arbeiters vor den Gefahren der Berufsarbeit. Da sind zu unterscheiden: Vorschriften zur Verhütung von Unfällen, die sich beziehen auf die Beschaffenheit der Maschinen und sonstigen Arbeitsgeräte sowie auf die Beschaffenheit des Arbeitsplatzes, Vorschriften zur Verhütung von Erkrankungen, die sich beziehen auf das Arbeitsverfahren und die Beschaffenheit des Arbeitsraumes, und Vorschriften über das Verhalten des Arbeiters sowohl unmittelbar bei der Arbeit als auch allgemein im Betriebe, endlich die Bestimmungen über die Arbeitsdauer, die neben der politischen, volkswirtschaftlichen und gesellschaftlichen auch eine erhebliche hygienische Bedeutung haben. Wie groß da gerade die Bedeutung der Arbeitszeitverkürzung ist, dafür sei ein Beispiel erwähnt, das nicht jedem ohne weiteres in den Sinn kommt. Es ist festgestellt, daß in Gießbetrieben ein außerordentlich rascher Arbeiterwechsel vorkommt. Die Arbeiter erkranken entweder rasch oder sie empfinden doch die Gefährlichkeit der Arbeit bald und gehen wieder. Das ist an sich nützlich, da so der Arbeiter nur kurze Zeit der Gießwirkung ausgesetzt bleibt und somit vor schwerem Siechtum eher bewahrt wird. Andererseits erfordert aber die Hauterregung mit giftigen Stoffen gerade in Rücksicht auf die damit verbundenen Gesundheitsgefahren eingearbeitete Leute, die wissen, wie die Gefahren am leichtesten zu vermeiden sind. Neben der dringend erforderlichen systematischen Belehrung der Arbeiter in solchen Betrieben, die zwangsweise vorgeschrieben sein sollte, ist deshalb eine möglichst kurze Tagesarbeit, die sechs Stunden nicht überschreiten sollte, zu verlangen. Damit wird erreicht, daß der Arbeiter nicht zu lange Zeit der Einwirkung der giftigen Stoffe ausgesetzt wird und daß er doch die Erfahrung und Übung erwirbt, die zu dem unentbehrlichen Selbstschutze notwendig sind. Außerdem gehört natürlich auch gute Bezahlung dazu, die dem Arbeiter eine reichliche Ernährung gestattet. Der gut genährte und nicht übermäßig abgearbeitete Körper ist immer sicherer vor den Erkrankungsgefahren des Berufes als der schlecht genährte und übermüdete. Kurze Arbeitszeit und hohe Löhne sind auch vom Standpunkte des Hygienikers wichtige Forderungen.

Schutzbefehle, die unter hygienischen Gesichtspunkten zu betrachten sind, kennt man schon aus dem 18. Jahrhundert, obwohl für ihren Erlaß anfangs noch keine hygienischen Erwägungen, vielmehr Rücksichten auf die öffentliche Zucht und Ordnung maßgebend waren. Aus diesen Rücksichten wurden Ende des 18. Jahrhunderts in der Schweiz die ersten Vorschriften über den Schutz der Kinder erlassen. Später folgten dann England, noch später Preußen. Hier traten neben Rücksichten auf die Militärtauglichkeit der jungen Leute auch allgemeine sozialpolitische und hygienische Erwägungen auf. Der Kinderschutz bildet überall den Ausgangspunkt der modernen Arbeiterschutzgesetzgebung. Allmählich und nur unter großen Schwierigkeiten entwickelte sich daraus ein allgemeiner Arbeiterschutz und mit ihm zugleich die Gewerbehygiene als Wissenszweig.

Zwischen moderner Wissenschaft und Technik auf der einen Seite und Gewerbekrankheiten und ihrer Verhütung auf der anderen Seite bestehen mancherlei Wechselwirkungen. Die Maschine birgt viele Gefahren für den Arbeiter, selbst dann noch, wenn sie mit den besten Schutzvorrichtungen versehen ist; auf der anderen Seite nimmt sie ihm aber viele schwere Arbeiten ab. Für Gewerbe, in denen die Arbeiter nicht nur schwere Arbeit zu verrichten haben, sondern auch noch allerlei sonstigen Gefahren ausgesetzt sind, ist deshalb die möglichst ausgebreitete Maschinenanwendung für Kraftleistungen hygienisch vorteilhaft, weil damit die Arbeiter vor ungewöhnlichen, körperlichen Anstrengungen bewahrt und auf diese Weise gegen die sonstigen Berufsgefahren widerstandsfähiger bleiben. Als Beispiel sei die Eisenverhüttung erwähnt, insbesondere das Schmelzverfahren und die sogenannte Gießerei. Hierbei entstehen vielfach

schädliche Gase. Zwar werden jetzt die Hochofengase abgefangen und zum Betriebe von Kraftmaschinen weiter verwendet, doch ist das noch nicht allgemein im Gebrauch, und zumal bei der Weiterverarbeitung des im Hochofen gewonnenen Roh Eisens im Kupolofen, im Tiegel, bei der Stahlbereitung entwickeln sich abermals äußerst gefährliche Gase. Dazu treten die Einwirkungen der großen Hitze, starker Wechsel zwischen Hitze und Kälte, Arbeit in der Masse und gleichzeitig starke Staubentwicklung bei der Herrichtung der Gußformen, Gasentwicklung beim Trocknen der Formen auf Koksherden. Dabei erfordern die meisten der hier nötigen Arbeitsrichtungen große körperliche Anstrengung. Für diese Arbeiter ist es deshalb besonders wertvoll, wenn für alle schweren Arbeiten, wie Beschichtung der Ofen, Transport des Materials, Aufbereitung des Formandes, Ausheben der Modelle und Formkasten zc. Maschinen verwendet werden. Die Maschinen bringen auch ihre besonderen Gefahren mit sich, dennoch ist die Befreiung der Arbeiter von der übermäßigen, körperlichen Anstrengung wünschenswert, weil der überarbeitete Körper den Erkrankungsgefahren des Berufes leichter erliegt.

Die moderne Chemie hat viele gefährliche Industrien hervorgerufen, aber sie hat andererseits auch wieder Mittel zur Bekämpfung vieler Berufsschädigungen erzeugt. Die chemische Industrie schädigt die Arbeiter vornehmlich durch giftige Gase und Dämpfe; aber neben dem durch die Technik gebotenen Hilfsmittel des Abfangens der Gase an der Entstehungsstelle und ihrer Weiterverwendung zu Kraftleistungen bietet die Chemie selber zur Bekämpfung ihrer Gefahren die Mittel der Absorption und der Umwandlung. Die Gase und Dämpfe werden an der Austrittsstelle über empfängliche Stoffe geleitet und von diesen aufgenommen (absorbiert). Bei verschiedenen, gewerblichen Prozessen tritt schweflige Säure als Zwischen- oder Nebenprodukt auf, beispielsweise beim Rösten schwefelhaltiger Erze — das Rösten ist ein Vorbereitungsprozeß für Schmelzen. Die schweflige Säure verursacht schwere Reizungen der Atmungsorgane. Da bietet nun die Chemie das Mittel, diese gefährliche Säure durch ein Konzentrationsverfahren in Schwefelsäure umzuwandeln. Wo jedoch schweflige Säure als Hilfsmittel gebraucht wird, als Bleichmittel, beim Schwefeln von Malz und Hopfen, in der Zuckerfabrikation, da muß wieder die Technik die Schutzapparate schaffen, die die Arbeiter vor der unmittelbaren Berührung mit der Säure schützen, oder es muß gleichfalls das Absorbierungsverfahren angewandt werden. Außerdem liefert die Chemie Desinfektionsmittel zur Unschädlichmachung von Krankheitskeimen in Arbeitsstoffen, die mit Austockungsmitteln behaftet sind: Milzbrandkeime und eine ganze Reihe anderer Infektionskeime bei der Vorsten- und Fellverarbeitung, der Lumpenzubereitung.

Die Elektrizität im Dienste der Industrie hat viele neue Berufsgefahren erzeugt; neben der allgemein bekannten Gefahr der Tötung oder Lähmung durch starke, elektrische Ströme sei eine weniger bekannte erwähnt. Der elektrische Lichtbogen dient seiner enormen Wärmewirkung wegen zum Ausschmelzen von Eisenstücken. Dabei muß der Arbeiter den Apparat mit den Händen dirigieren und die Augen auf den Lichtbogen richten. Er würde nach kurzer Zeit erblinden, wenn das Auge nicht durch dunkle Gläser geschützt würde. Aber trotz dieses Schutzes leiden die Augen dieser Arbeiter noch unter den Wirkungen des Lichtes. Außerdem aber machen sich elektrisch-chemische Wirkungen auf die Haut bemerkbar; die Haut juckt, bräunt sich und es lösen sich Hautstückchen vom Gesicht und von den Händen ab. Auf der anderen Seite aber ist die Elektrizität fähig, viele gewerbliche Gefahren zu mindern oder zu beseitigen. Die Möglichkeit starker Einschränkung der Rauchbelästigung durch Verwendung der Elektrizität als Kraftzeuger wurde schon erwähnt. Eben solche Wirkungen ergeben sich, indem die Elektrizität zur Stahlerzeugung benutzt wird unter Verwendung der Hochofengase, die sonst für die Arbeiter äußerst schädlich sind.

## Die jüdische Mystik und ihr Satiriker.

Von J. Stern.

Als in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Antisemitismus sich ausbreiten begann, hat der berühmte Dichters Schleier in einer jubenfreundlichen Schrift den Juden das Zeugnis angedeutet, sie hätten nie ein Mittelalter gehabt. Das war ein großer Irrtum zu dem der Gelehrte wohl hauptsächlich dadurch verleitet ward, daß im Judentum das Sühnungsweesen eine weit größere Rolle spielt als das Dogma, so daß auch in finsternen Zeiten und Kreisen mancher freie Gedanke sich hervorwagen konnte, ohne daß die Massen gegen den Autor Sturm liefen; sofern er nur in seiner Lebensweise keinen Anstoß erregte. Im Uebrigen aber gab der jüdische Obskurantismus dem christlichen nichts nach. Konnte es doch noch im 18. Jahrhundert ein Mabbner-Trifolium wagen, die deutsche Bibelübersetzung von Mendelssohn mit dem Interdikt zu belegen, nicht etwa weil sie einen unkoscheren Inhalt gehabt hätte, sondern in der allerdings nicht unrichtigen Witterung, daß damit das sprachliche Ghetto des Jargons durchbrochen und die Zeitkultur einströmen werde. In der Tat bestand das jüdische Mittelalter bis Mendelssohn im westlichen Europa; im östlichen aber laitet es noch heute schwer auf der nach Millionen zählenden jüdischen Bevölkerung. Dort ballte sich die Finsternis sogar noch viel dichter zusammen seit den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts durch den die Massen in seinen Bann ziehenden Mystizismus, der daselbst noch jetzt das Leben der Juden beherrscht und ihre sozialen Zustände, die ihm einen so günstigen Boden bereitet hatten, noch wesentlich verschlimmert.

Mystische Keime birgt jede Religion von Geburt an, der Glaube an übernatürliche, unsichtbare Mächte, die auf den Lauf der Welt und die menschliche Schicksale einwirken und deren Willen durch menschliches Wohl- und Mißverhalten beeinflusst wird, ist ein mystisches Element. Auch die philosophische Spekulation verlor sich in ihren Anfängen in die mystische Region. Einen mystischen Charakter hatte namentlich die Zahlenphilosophie des Pythagoras und der Pythagoräer, wie nicht minder die Spekulationen der Neuplatoniker, welche die berühmten „Ideen“ Platons objektiv auffaßten, als geheimnisvolle, überweltliche Wesen. Ähnlich erging es den alttestamentlichen Engeln, die ursprünglich poetische Personifikationen der Prophetenphantastie bedeuteten. Die biblischen Wunder beruhen auf mystischer Weltanschauung. Ein ausgeprägt mystischer Zug kam in das Christentum durch die im Neuplatonismus wurzelnde Logoslehre des Johannes-evangeliums. Auch im Talmut finden sich allerlei Niederschläge eines Mystizismus, z. B. des Glaubens, daß der Eingeweihte mittels gewisser Formeln Wunder verrichten und lebende Wesen aus dem Nichts erschaffen könne.

Das älteste hebräische Werkchen des Mystizismus ist das kleine in orakelhaftem Ton abgefaßte „Buch der Schöpfung“, (Sopher jezirah), eine wunderliche Buchstaben- und Zahlen-Kosmogonie, aber so dunkel, daß hervorragende Denker, worunter der hoch angesehene Präsident der Hochschule in Surra (Babylon) Saadia (892—942), der erste Schöpfer einer Religionsphilosophie im Mittelalter, es zu kommentieren versuchten. Sein Ursprung ist noch heute unbekannt, das Buchlein selbst führt die Offenbarung seines Inhalts auf den Erzvater Abraham zurück. Ein zeitgenössischer Gelehrter, Dr. Mabbn aus Galizien, hat nicht ohne Glück nachzuweisen versucht, daß es im wesentlichen den Lehren indischer Brahmanen entstammt, welche der Verfasser judaisiert hat, der auch aus Brahma Abraham machte.

Der systematischen Ausbildung einer jüdischen Geheimlehre — „Kabbalah“, d. h. Ueberlieferung — begegnen wir zuerst im 13. Jahrhundert und zwar tritt sie da als natürliche Gegenströmung gegen einen nüchternen und scholastisch verknüpferten Nationalismus auf, vertreten durch die Schule des be-

(Schluss folgt.)



**Mädchen bei der Arbeit.** Nach einem Gemälde von Wilhelm Leibl.

rlühnten Maimuni, der die jüdischen Grundlehren mit der Philosophie des Aristoteles verquälte, wie Jahrhunderte vorher der Alexandriner Philo mit der Philosophie des Platon. Einer hohen und brüchigen Vernunftleiter gegenüber, die sich als reine Vernunft spreizte, reagierte die Kabbalah mit ihren phantastischen Konzeptionen. Sie läßt die Welt entstehen durch Emanation der unendlichen ewigen Gottessubstanz, die zuerst einen Zyklus von zehn Sphären ausstrahlte, welche ihrerseits wiederum eine solche Dekade von Sphären hervorbrachte u. s. f., derart, daß mit jeder Emanationsphase eine größere Verdichtung und Vergrößerung eintrat, bis zuletzt die materielle Welt entstand. Mit den Wechselbeziehungen zwischen dieser und den höheren Sphärenwelten, bei denen unreine und böse mit den reinen und guten korrespondieren, werden nicht allein die vielfach so rätselhaften religiösen Gebote und Verbote erklärt, sondern auch die angebliche Macht der weißen wie der schwarzen Magie. Daneben schloß auf diesem für eine anschwefende Phantastik so fruchtbaren Boden eine esoterische Nebenregese der Bibel, namentlich des Pentateuchs empor, die sogar aus den kalligraphischen Zeichen des Originaltextes tiefe Geheimnisse zu schöpfen wußte und nach hippigster Fortentwicklung zur Abfassung eines Wertes führte, das bald auch in der christlichen Welt zwar kaum Verständnis, aber um so höheres Ansehen genoß und das einen der merkwürdigsten Fälle literarischer Fallstrikate bildete. Das war der chaldäisch geschriebene Sohar (Glanz), ein kabbalistischer Kommentar zum Pentateuch, verfaßt von dem Spanier Moses de Leon (1250—1305), aber von diesem als Fund ausgegeben und einem älteren von der Sage mit einem besonderen Nimbus ausgestatteten Rabbi zugeschrieben. Das Werk wurde fortan das Grundbuch des Mystizismus, das auch von benjentinischen Rabbinern vergöttert wurde, die kaum daran zu naschen wagten, eingedenk der talmudischen Erzählung von den Bieren, die in die mystische Welt eindringen, von denen aber nur der eine das Baguis glücklich bestand, während ein anderer beim Publikum des Geschehens den Geist aufgab (wie der Flugling zu Eis), ein dritter wahnsinnig ward und ein vierter (der im „Uziel Acosta“ genannte Acher) vom Glanzen abfiel.

Eine weitere Ausgestaltung und Ideenbereicherung erhielt die kabbalistische Lehre im Anschluß an den Sohar durch den genialen Isak Lurja in Safed, unweit dem See Tiberias (gest. 1572), um den sich ein

Kreis von Jüngern sammelte, die seine Offenbarungen durch Wort und Schrift in weiten Kreisen verbreiteten. Lurja, der „göttliche“ genannt, war unstrittig ein ehrlicher Schwärmer, ein Visionär à la Swedenborg, der die von ihm ausposaunten Wundertaten offen bezavonlierte, was aber dem Glauben daran keinen Eintrag tat.

Bis dahin und lange hernach stand die Mystik in keinem Gegensatz zum offiziellen Bibel- und Talmudjudentum. Sie selbst gab sich als dessen tieferen Sinn und innersten Geist, und dafür ward sie auch von den Rabbinern geschätzt, obschon sich nur wenige damit befaßten. Auch die pseudomesianische Bewegung in der Türkei durch Sabbatal Zewi (gest. 1676), die eine gewisse historische Bedeutung gewann, aber ein schmachliches Ende genommen hat, konnte die daran beteiligte Kabbalah nicht ernstlich und nachhaltig diskreditieren. Die nach Poesie lebenden Geister konnten kein Genüge finden in der Juristerei des talmudistischen Scholastizismus, der die Religion mit einem ungeheuren Meer zeremonieller Paragraphen überwucherte, die immer neue Paragraphen aus sich herausgebaren mittels einer Dialektik, wovon der Ungar S. Szántó treffend schrieb: Der Geist rüstet sich zu einer großen Gedankenjagd, koppelt die Wilden seines Scharfsinns, spannt den Bogen seiner Urteilskraft, spitzt die Pfeile seiner Logik, um — das edle Hochwild an sich vorüber springen zu lassen und — Wilden zu fangen. Aus der bitren Steppe des Ritualismus, wo kaum ein Willkürlein spricht und duftet, keines Vogels Lied aus dem Laub löut, sehnten sich viele heraus nach frischem Leben, Farbe und Glanz, und da ihnen der soziale Geist der biblischen Literatur wie deren herrliche Poesie noch verschlossen war — aus Gründen, deren Darlegung hier zu weit führen würde — wendeten sie sich der Mystik zu, die ihnen bot, was sie im Talmudismus vermißten, war es auch die Farbe der Verwesung, der Glanz der Fäulnis.

Eine Wendung im Verhältnis beider Richtungen trat aber im 18. Jahrhundert ein, als der Mystizismus eine Sekte bildete, die mit erstaunlicher Maschheit sich ausbreitete und wuchs und, zwar nicht von ganz aus aber periodisch, zum offiziellen Judentum in feindlichen Gegensatz trat. Es ist der Chassidismus, der in Rußland, den Balkanländern und schon in Galizien Millionen von Anhängern zählt und wie der Buddhismus in Tibet einen Dalai Lama verehrt, den sog. Bescht oder

Bunderrabbi, der in Szabogra (Bukowina) residiert dem Hassidischen Chassa.

Der Stifter der Sekte, Israel aus Mledziboz einem Städtchen in Podolien, geb. 1698, gest. 1775, der „Bescht“ Katerochen\* (das Wort ist eine monströse Zusammenfügung der Initialen mehrerer Wörter, welche Wundertäter mittels geheimer Formeln bedeuten), früh verwaist, trieb sich als armer Junge lange in den Wäldern und Höhlen der Karpaten herum. Die Vergaußläufer, welche in Galizien und die Bukowina hinhinstreiften, zwischen Krowo und Skaffow, am Quellenprung des Pruth, waren seine Welt, wo die Geister einer wildromantischen Natur im Herrsplegel der Mystik seine Phantasie reichlich befruchteten und ihn häufig in den Zustand der Ekstase versetzt haben mochten. Von Kräutern sammelnden Väternamen auf Bergspitzen und a Flußrändern hat er wohl auch manche Kenntnisse der heilkräftigen Wirkung von Pflanzen profitiert. Denn als er sich in Mledziboz niederließ, wo er das Gewerbe eines Fuhrmanns betrieb und hin und wieder eine Schenke pachtete, erlangten seine Wunderkuren einen so großen Ruf, daß er bald auch von polnischen Edelkenten zu Rat gezogen wurde. Aber man schrieb ihm und er selbst schrieb sich auch die Macht zu, durch überirdische Kräfte auf Menschen und Dinge fabelhafte Wirkungen auszuüben, Gefahren abzuwenden, anschwefende Wünsche zu erfüllen, Verborgenes zu enthüllen und die Zukunft zu erschleiern. Charakteristisch für ihn (wie für die Sekte) war die Verzückung, in die er sich durch überlautes singendes Beten bei toller Hin- und Herbewegung des ganzen Körpers versetzte, ähnlich den Schakern in Nordamerika, in welchem Zustand seine Seele wie er glaubte, bis in die höchsten Lichtwelten emporschwebte und sublimste Offenbarungen empfangte. Dabei war er nichts weniger als ein Kopfhänger. Er war heiter und lustig, oft bis zur Ausgelassenheit und machte oft berbe Späße. Er behauptete, um bei heiterer Stimmung ergießen sich die Gnadenströme von oben. In gewekter Laune ging er in den Straßen umher, rauchte seine Pfeife, klopfte und tätschelte Köpfe und unterhielt sich auch mit Weibern, was andere heilige Männer strengstens vermieden. In einem Jahrzehnt sollen sich bereits 10000 Anhänger — „Beschtaner“ — um Israel Bescht geschart haben.

\* Bemerkung: das Geschichtswerk von Gräg, 11. Bd.

(Schluß folgt.)



## Mutter Schulzen.



Eine Dorfgeschichte von Ewald Gerhard Seeliger.

(Fortsetzung.)

Eine besondere Einnahme im Frühjahr verschaffte sich Mutter Schulzen durch den Verkauf von bunten Bohnen an die spiellustige Dorfjugend. War der letzte Schnee weggetaut und die Erde an einigen Stellen notdürftig trocken, dann begann das Bohnenspiel. Ein faustgroßes Loch, die Duche, wurde am Fuße eines Zaunbrettes in die Erde gehöhrt, und Jungen und Mädchen im bunten Gemisch versuchten um nacheinander ihre Kunstfertigkeit, von einem möglichst weit entfernten Standpunkt möglichst viel Bohnen gleichzeitig in die Duche hineinzuwerfen. Wer die meisten hineinbekam, hatte den gesamten Inhalt der Duche gewonnen und durfte sie räumen. Da galt es nun, die kleinen Wurfgeschosse nach Gestalt und Gewicht recht zu wägen; denn je verschiedenartiger sie waren, um so weniger Lust zeigten sie, durch die Luft in geschlossener Kolonne in die enge Duche hinauszumarschieren.

Höhere Werten schlug der Spieleifer, wenn zwei Gleichgewichtige um die gefüllte Duche rangen. Dann vergrößerte sich bei jedem Wurf der Abstand um einen ganzen Sprung, daß man zuletzt kaum noch die Duche sehen konnte. Hielt sie sich auch hier noch die Wage, dann wurde „geschippelt“. Da mußte von einem möglichst weit entfernten Breckstein eine Bohne durch Schnellen mit dem Zeigefinger in möglichst wenig Sätzen nach der Duche befördert werden.

Das war ein Spiel, dem sich Jungen und Mädchen mit gleicher Leidenschaft hingaben. Ging einem die Bohnenkasse aus, ging man zu Mutter Schulzen und kaufte sich für einen Reichspfennig eine ganze Handvoll neuer Spielbanknoten.

Mutter Schulzen hatte hinter ihrem Ofen einen schier unergründlichen Bohnensack hängen. Darin waren die schönsten und buntesten Bohnen der Welt: Türken, Rüssen, Mohren, Schwarz-, Weiß- und Rotbärte, Tiger, Füchse, Eierlein, Hegebrinchen und viele, viele andere Sorten, die noch gar keinen Namen haben. Mutter Schulzen zog die wunderbaren Bohnen jedes Jahr in ihrem kleinen Vorgärtchen, auf dem Felde zwischen den Kartoffelfurchen, überall wo nur ein geschütztes Fleckchen dafür vorhanden war, sammelte sie im Herbst, wenn sie reif waren, in den riesengroßen Beutel, und jedes Frühjahr fanden sich mehr Abnehmer, als sie befriedigen konnte.

Nur Gottlieb bekam keine einzige davon. Wie er auch bettelte und flehte, Mutter Schulzen warf kein bares Geld zum Fenster hinaus. Unter strömenden Tränen ersah Gottlieb wieder bei den anderen und wurde tüchtig geneckt. Das schmerzte ihn sehr und mit blutendem Herzen legte er sich wieder neben das Spielloch, um sein altes Amt als Duchenfrager von neuem aufzunehmen. Der hatte nämlich für die Sauberkeit der Duche zu sorgen,

wofür ihm nach jedem Spiel der Gewinner eine Bohne zu zahlen verpflichtet war.

Es dauerte sehr lange, bis Gottlieb so viel beisammen hatte, daß er mitspielen konnte; denn er hatte merkwürdigerweise trotz des großen Bohnensacks seiner Mutter keinen Kredit. Kam aber an ihn die Reihe zum Wurf, dann war er so aufgeregt, daß es der Zufall schon sehr gut mit ihm meinte, wenn sich von seinen sauer verdienten Bohnen eine oder gar zwei in die Duche verirrtten. Dann ließ er stets die Unterlippe hängen und schlich betriibt zum Reinigungsamt zurück.

Einmal aber wollte ihm das Glück wohl. Die Taschen hauchten sich von dem schwellenden Reichthum seiner Gewinne so stark, daß er die Mütze zu Hilfe nehmen mußte, den Segen zu bergen. Er wurde übermütig und forderte seinen Hauptgegner auf eine Mütze voll zum Schippelbnell. Aber da hatte er grausames Pech, seine Schippelbohne sprang mitten in die Pfütze, während die seines Feindes im höchsten Flug das nasse Hindernis nahm. Nach wenigen Sekunden konnte er sich wieder die Mütze auf den blonden Scheitel stülpen. Er hatte gejobbert und alles verloren. Seine Augen flackerten, sein Mund leuchtete ihm zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. Jetzt noch in das Amt eines Duchenfragers zurückzugehen, hielt er für eine Schmach. Auf der

Ferse drehte er sich herum, ließ ins Haus, langte den großen Wollensack hinter dem Ofen hervor, schleppte ihn unter dem Jubelgeschrei aller Beteiligten auf die Straße und spielte wie toll drauf los. Je mehr die Schatten der Straßenthüren in die Länge wuchsen, desto mehr kroch Mutter Schulzens gigantischer Wollensack unter Gottlieb's schöpfenden Händen in sich selbst zusammen. Dem Gottlieb verfiel nicht nur mit einer Ausdauer sondergleichen, er verschonte auch seiner Mutter teure Wollens mit vollen Händen. Besonders Katharina Krause brauchte ihn nur mit ihren roten Lippen und ihren weißen Wollensack anzuhauchen, wobei sie immer den schmalen Kopf mit den bleichen, schweren, flachblonden Büpfen leicht auf die Seite neigte, da hatte sie auch schon die ganze Schürze voll.

Ueber Gottlieb war der Mensch des Schenkens gekommen; wahllos warf er seine Schätze umher. Seine Wangen glühten rot wie die Abendsonne, die hinter dem Dorfe zwischen den beiden ersten der schlanken Pappelbäume mitten im Straßenstaube stand. Und vor diese liebliche, goldene Sonne schob sich plötzlich unbemerkt von der nahen Seitengasse her, drohend wie ein Gespenst, Mutter Schulzen mit ihren trägen Klüben, die den beladenen Wagen zogen. Im Augenblick überschante sie die Größe des Unheils, das über ihren geliebten Wollensack hereingebrochen war. Mit einem Kreisstoß durchbrach sie den Kinderknebel, riß den leeren Sack vom Boden auf, schlug ihn mit Wollensack dem verblühten Gottlieb ein halbes Dutzendmal um die Ohren und stürzte sich wie ein hungriger Geler auf die Wollensrücker. Mit einer Gewandtheit sondergleichen haschte sie die Kinder, immer zwei auf einmal, und säuberte ihnen die gestrafften Taschen von unrechtem und rechtem Gut. Die Kinder wagten weder zu fliehen noch sich zu widersetzen; denn das böse Gewissen lähmte sie. Nur Katharina Krause entsprang ihr lachend über den tiefen Graben und rannte wie ein Wiesel davon, daß der Staub unter ihren nackten Fußsohlen aufwirbelte und ihr die Wollensack um die braunen Kniee flatterten.

Ein schmerzreiches Strafgericht ergoß sich hernach über den armen Sünder. Die erste Wollensacke hatte bald genug und brach mitten durch, die zweite handhabte Mutter Schulzen etwas vorsichtiger. Gottlieb biß die Zähne zusammen und hielt aus. Als er dann hungrig ins Bett marschieren mußte, freute er sich sogar darüber, daß Katharina Krause ihre Wollens gerettet hatte. Er rief sich dann noch einige hervorragend schmerzliche Stellen, schlief darüber ein und erwachte am anderen Morgen mit seiner alten, guten, unverwilligen Lammie. Er stellte keine tief sinnigen Betrachtungen an, warum er eine solche starkhändige Mutter habe und warum manches so viel anders sei, als es eigentlich hätte sein sollen. Er nahm, was ihm das Leben brachte, Schmerz und Lust mit vollen, dankbaren Händen, und die Harmonie der Welt war ihm schon längst in seinem frohen Herzen aufgegangen. Er verstand die Kunst, sich über ein Nichts zu freuen, und alle Maßnahmen, die seine Mutter traf, um ihn das auszutreiben und ihn zu ihrer grünlischen und hastenden Lebensanschauung zu befehlen, scheiterten an seinem Lächeln, das nach jeder Trauer reiner und schöner wiederkam. Aber Mutter Schulzen bekämpfte den Leichtsinns ihres toten Fernands in seinem Sohne mit Ausdauer und manchmal bis aufs Blut. War Gottlieb ins Wasser gefallen, hatte er auch nur eine Viertelstunde im nutzlosen Spiel verbracht oder den Kainchen, deren Beaufsichtigung ihm zugewiesen war, zuviel Futter gegeben, immer hatte die Wollensacke freies Tanzen. Und es war wohl begreiflich, daß Gottlieb weiterhin die weiße Vorsicht gebrauchte, in die beängstigenden Wollensackungen hinter dem Ofen ein paar tiefe, aber unauffällige Einschnitte zu machen.

Unter Mutter Schulzens Häuschen behütete sich ein großer, wohlgepflegter Obstgarten aus. Er war eine der ergiebigsten Selbstquellen für das stumpfsinnige Sammelbeden in der kupfernen Ofenblase. Mitten darin stand Mutter Schulzens größter Stolz: der Butterapfelbaum. Er hatte dreißigzwanzig Äste, und jeder Ast hatte mindestens eine Stütze. Blühte

er, so sah er von weitem aus, wie eine Miesemilche aus weißem Pudelfell. Doch dafür hatte Mutter Schulzen keine Augen. Daß er aber seine Blüten trieb, wenn die anderen Bäume noch schliefen, daß seine Äpfel von einer märchenhaften Süße und Milde waren und schon mit den Klirren reiften, und daß er diese konturrenzlosen und darum sehr begehrten Früchte mit zäher Beharrlichkeit in unzählbaren Mengen trug, das allein waren die Gründe ihres Stolzes. Sobald sie anfliegen zu reifen, und das geschah kurz vor den großen Ferien, versiel Mutter Schulzen in eine fieberhafte Tätigkeit. Morgens trabte sie mit ihrem Wägelchen nach dem städtischen Markte, brachte ihre Naturschätze an die Hausfrau, sammelte die Klübenabfälle und quetschte mit ihrer Karre wieder heim; denn aus Sparsamkeitsgründen bekamen die vier altersschwachen Mäder keinerlei Fettstoffe als Schmiere zu riechen, geschweige denn zu schmecken. Nur Wasser wurde ihnen gespendet, aber nur, wenn sie reichlich angetrocknet waren und aneinander zu fallen drohten. Von Mutter Schulzen von dem holprigen Stadtpflaster in die von zermahleneu Staub weichgepolsterte Dorfstraße ein, dann konnte man das greuliche Quarteil der gepeinigten Mäder ohne störende Nebentaute in seiner ganzen grausamen Schauerhaftigkeit genießen: das kuckte, kuckte, pfliff und zischte, klapperte, schnarrte, knirschte, schabte, kratzte, stöhnte, ächzte, schluchzte, heulte, knurrte, brummte, grunzte, daß alle Hunde des Dorfes gleichzeitig anfliegen auf's tollste zu lärmen und an der Stelle zu zerren. Stets war sie vor Schluss der Schule zurück. Danach konnte keine Macht des Himmels und der Erde Mutter Schulzen von ihrem Butterapfelbaum wegbringen; denn die Dorfjugend hat über den Baum, der die ersten Früchte hervorbringt, immer eigenartige Eigentumsbegriffe, ganz gleich, auf welchem Grundstück er zufälligerweise steht.

In diesen schweren Zeiten trieb Mutter Schulzen die hungernden Kinder wohl zwanzigmal des Tages mit wildem Gekel von ihrem Baum hinweg. Doch solange noch ein einziger Apfel an diesem Wunderbaume hing, solange bewahrte er seine magische Kraft, die Leckermäuler anzuziehen, daß sie sich manchmal die Nasen an den scharfen Baumlaten wundschmerzten. Doch Mutter Schulzen bewachte ihren Stolz gut. Man sagte ihr sogar nach, daß sie in dieser bösen Zeit des Nachts immer abwechselnd nur auf einem Auge schlafte. Nicht einmal Gottlieb bekam einen zu schmecken, höchstens daß er einen heruntergefallenen aufheben und ihr bringen durfte. Selbst einen zu essen, wäre ihr wie ein Verbrechen erschienen. Keinen Menschen ließ sie an den Baum heran. Mit vieler Mühe kletterte sie selbst hinauf, um die Äpfel zu pflücken. Doch ihre Knochen wurden mit der Zeit steif, und wohl oder übel mußte sie eines Jahres Gottlieb auf den Baum hinaufschicken. Ein strenger Befehl zwang ihn aber, jeden Apfel, den er in den Korb legte, laut zu zählen. Wehe, machte er eine Pause, oder er brachte weniger herunter, als er gezählt hatte, oder er zählte mit undeutlicher Stimme, als wenn er einen Bißchen im Halse hätte! Am letzten Schultage vor den Ferien wurde der Baum bis zum letzten Stiel geküßert, und die grünen Äpfel mußten auf dem Boden im Stroh nachreifen.

Eines Jahres aber wollte das Unglück, daß die großen Ferien zwei Wochen zeitiger begannen als sonst, da in der Familie des Lehrers die Masern ausgebrochen waren. Mutter Schulzen rißte beinahe der Schlag, als Gottlieb die fröhliche Pflanzpost nach Hause brachte. Denn der Butterapfelbaum prangte gerade im Schmelz seiner süßen, reifenden Saftbälle, und ihre städtische Morgenkundschaft durfte sie nicht im Stiche lassen. Also wurde Gottlieb unter den fürchterlichsten Zusicherungen, sofern er sein Amt nicht ordnungsmäßig verwaltete, zum Hüter des Baumes bestellt. Zur Belohnung sollte er nachher einen der heruntergefallenen Äpfel essen dürfen. Mutter Schulzen quetschte nach der Stadt, Gottlieb setzte sich mit den besten Vorsätzen unter den Baum; sammelte drei heruntergefallene Äpfel, aß mit Gewissensbissen den vierten und da er ihm außerordentlich gut bekam, die drei ersten hinter-

drein. Währenddessen standen seine Freunde und Freundinnen hinter dem Baum, und das Wasser ließ ihnen im Munde zusammen. Sie stellten mit Worten, Fingern, Händen und Armen, Gottlieb lehnte sich nicht daran. Sie schrien und schimpften wie die Mohrspäßen, Gottlieb drehte ihnen den Rücken. Sie versprachen ihm alle Schätze der Erde, Gottlieb verharrte in eisigem Stillschweigen und freute sich seiner Macht. Bis Katharina Krause kam und mit rührendem Gebettel einen Apfel heischte. Da konnte er nicht länger hartnäckig sein, und reichte ihr einen über den Baum hinüber. Die anderen aber warfen ihr neidische Blicke zu und wollten ihr endlich gar den Apfel entreißen. Gottlieb sah sich gezwungen, einen zweiten Apfel zu opfern. Er ließ ihn im hohen Bogen über den Baum fliegen, und um seinen Besitz entspann sich ein härteres Kampfgetöse als um seinen berühmten goldenen Bruder aus dem Altertum.

Unterdessen lockte Gottlieb's feste Zusicherung, daß seine Mutter nicht dabei sei, die kleine, klisterne Katharina über den Baum.

Die anderen bemerkten es sofort, stürzten einen Augenblick, brandeten in geschlossener Masse wie eine Woge an den Baum empor und schäumten unter Geschrei und Gekreis in Mutter Schulzens langverschlossenen Gartenreich hinein.

Gottlieb fand es durchaus nicht in Ordnung, konnte sie aber nicht vertreiben; denn er mußte Katharina Krause von der höchsten Spitze des Baumes die drei schönen Äpfel herunterholen, nach denen ihr begehrliches Bittgelein verlangt hatte. Die anderen hielten das für ein Signal der allgemeinen Baumplünderung und flogen am Stamm und an den Stützen der einundzwanzig Nester in hellen Schwärmen in die gelbgrüne Krone hinauf.

Gottlieb pflückte die drei wunderbaren Äpfel und warf sie Katharina Krause hinunter, die sie geschickt in der Schürze auffing. Dann erhaschte er für sich selbst ein paar von derselben Sorte und sie schmeckten ihm köstlich. Deshalb trieb ihn auch sein gutes Herz, die anderen nicht in dem Genuß zu stören, und er ließ sie aus dem goldenen Ueberfluß nach Herzenslust brechen, essen und hinunterwerfen.

Der Baum sah jetzt aus wie eine große, grüne, huförmige Torte mit unzähligen gelbgelänzenden Mandelfernen, das waren die Äpfel, und vieler blonden und braunen Rosinen, das waren die Köpfe der diebischen Jungen.

Gottlieb aß, was er nur konnte, und er konnte immer sehr viel essen, viel mehr, als Mutter Schulzen ihm gab. Er dachte auch an seine Mutter, widmete ihr aber nur ein einziges, ganz kleines Gedanklein. Sie war noch weit. Und wenn ihm einer die Besorgnis zurief, ob Mutter Schulzen auch nicht zu bald wiederkäme, dann beruhigte er den Zaghaften, so gut es sich mit einer andauernden Staubbewegung vereinigen ließ, mit dem Hinweis auf die unbedingte Härte der vier musikalischen Wagenrädchen.

Aber er sollte sich verrechnet haben. Mutter Schulzen hatte sich diesmal unheimlich beeilt; denn sie traute Gottlieb nicht und wollte ihn überraschen. Auch hatte sie unterwegs eine Speckschwarte gefunden, und da sie so schunzig war, daß sie sich auch beim schwersten Nachdenken nicht für die Küche verwenden ließ, hatte Mutter Schulzen damit ihre vier lustigen Wagenrädchen eingeschmiert, auf daß sie besser liefen. So kam's, daß sie heute ohne Quetschmusik ins Dorf einzog. Kein Hund nahm diesmal Notiz von ihr. Sie schob das Wägelchen leise durch das schiefe Hofstor, schlich auf den Strümpfen über die angestreteten Biegelsteine des Hansflurs und öffnete vorsichtig die Hintertür, ihren Gottlieb zu visitieren, ob er auch getreulich seines Amtes waltete.

Als sie aber die vielen Kinder erblickte, die teils auf, teils über der Erde ihrer äpfelwundenen Tätigkeit mit Eifer und Lautlosigkeit oblagen, da entfuhr ein schrecklicher Kreisstoß ihrer Kehle. Fort und fort stießen ihr das Blut zum Herzen; daß sie sich an die Wand lehnen mußte, um Atem zu schöpfen. Butterrot stieg's ihr dabei ins Gesicht, und sie krallte mit den dürren Fingern in der Luft herum, als wollte sie Fliegen fangen. (Fortsetzung folgt.)

## S e h n s u c h t.

Was zieht mir das Herz so?  
Was zieht mich hinaus  
Und windet und schraubt mich  
Aus Bimmer und Haus?  
Wie dort sich die Wolklein  
Am Felsen verzieh'n!  
Da möcht' ich hinüber,  
Da möcht' ich wohl hin!

Nun wiegt sich der Aaben  
Geselliger Flug;  
Doch mische mich d'runter  
Und folge dem Zug.  
Und Berg und Gemäuer  
Umflüchten wir;  
Sie weilet da drunten,  
Ich spähe nach ihr.

Da kommt sie und wandelt;  
Doch eile so bald,  
Ein singender Vogel,  
Zum buschigen Wald.  
Sie weilet und horchet  
Und lächelt mit sich:  
„Er singet so lieblich  
Und singt es an mich.“

Die scheidende Sonne  
Vergilbet die Höp'n;  
Die sinnende Schöne,  
Sie läßt es gescheh'n.  
Sie wandelt am Bache  
Die Wiesen entlang,  
Und finster und finst'rer  
Umflüchtigt sich der Gang.

Auf einmal erschein' ich,  
Ein blinkender Stern.  
„Was glänzet da droben,  
So naß und so fern?“  
Und hast du mit Stammen  
Das Leuchten erblickt,  
Doch kieg' dir zu Füßen,  
Da bin ich beglückt. —

Goethe.

**Unsere Bilder.** Franz Hals (1584 bis 1666), Holländer von Geburt, ist gerade in unserer Zeit wieder modern geworden. Zu seiner Zeit eine Ausnahmeerscheinung, steht er auch noch für uns vorbildlich da, und besonders die jüngere Malergeneration hat ihn eingehend studiert. Die Holländer erschöpften sich — darin lag ihr Verdienst und ihr Vorzug — in intimen Darstellungen, Interieurs, Landschaften, Genreszenen. Es lag darin ausgeprägt der Hang zur gemüthlichen Beobachtung, die, solange sie zurückhaltend geübt wurde, künstlerisch blieb. Aber es war die Gefahr vorhanden, daß dieser Sinn für das Kleine, Intime leicht eng und kleinlich werden könnte und der Inhalt über die Kunst triumphierte. So wie es nachher eine Zeit lang bei uns war, wo eben unter dem Einfluß der Holländer, die Vorliebe für Genremalerei dominierte, die schließlich sich in der Wiedergabe, der Illustration einer Anekdote erschöpfte. Demgegenüber wirkt Hals als frische, naturnotwendige Erscheinung, die in ihrer Gültigkeit durch sich selbst bedingt ist. Das gesunde Temperament, das in dem kräftigen Volk sich immer wieder durcharbeitete, wenn es auch zu Zeiten, ging es ihm allzu gut, sich in einer ruhigen und bequemen Behaglichkeit gehen ließ, rebolierte in Hals gegen die landläufige, traditionelle Malerei, die wohl gute Werke geschaffen, aber in Gefahr war, zu verknöchern und nur die bestehenden Vorbilder zu kopieren. Entweder malte man idyllische Landschaften, wie die holländische Heimat sie bot, oder feingestimmte Interieurs mit elegant gekleideten Herren und Damen oder man ging in die Kneipe und malte die betrunkenen derben holländischen Wirtshauszener.

Hals betonte die Natur wieder, die Selbstherrlichkeit der Natur. Er schloß sich eng an sie an und negierte die Vorbilder. Der flüchtigste Moment bot ihm die größten Reize. Er arrangierte nicht, er stellte keine schönen Kompositionen zusammen. So wie jemand im lebendigsten Moment, im Affekt sich zeigte, so stellte er ihn dar.

Nicht nur inhaltlich huldigt Hals dem Moment, auch die Art seiner künstlerischen Handhabung ist vom Moment eingegeben. In voller Kraft setzt er die Farbe hin, tiffelt und überlegt nicht, auf den ersten Anblick muß das Bild sitzen. Darum haben seine Bilder technisch eine Frische und ein Temperament, wie sie jetzt die modernen Maler wieder erstreben, wo schärfste Beobachtung der Natur, des Moments dazu erzogt, dem Pinsel die Schnelligkeit der Wiedergabe, dem Auge die Sicherheit des Erfassens, des Sehens zu geben. Was man von wenigen Bildern der Vergangenheit sagen kann, gilt von den Werken von Hals: sie könnten tatsächlich in einer guten, modernen Ausstellung hängen und es wäre nicht nur kein Zeitunterschied bemerkbar, sondern Hals würde sogar mit Sicherheit den größten Ruhm ernten. Ganz besonders muß noch hervorgehoben werden, daß Hals bei aller Schärfe des Moments dennoch nicht versäumte, seinen kritisch sichtenden Verstand, seine Urteilskraft in Sachen der Malerei arbeiten zu lassen. Er erreicht eine vornehme Farbharmone, er bevorzugt ein zartes Grau, ein leichtes Braun, ein tiefes Schwarz, und diese Töne ergeben zusammen eine Feinheit der Nuancierung, wie sie die Natur selten bietet, sondern wie sie nur künstlerische Selbsterziehung, Erfahrung, Tradition und Kultur geben.

Alle die ange deuteten Vorzüge sind auf dem abgebildeten Gemälde zu erkennen. Daß Hals ein „Zigeuner mädchen“, ein Kind des fahrenden, heimatlosen Volkes wählte, ist für ihn bezeichnend. Wie er es malt, das zeigt charakteristisch seine Manier. Flächig und breit ist das Bild hingestrichen. Der Moment ist scharf erfaßt. Der Mund lächelt. Die Augen blicken lebhaft unter den nicht ganz geöffneten Wimpern hervor zur Seite, als beobachteten sie schalkhaft ein Gegenüber. Und die temperamentvolle Lebendigkeit der Malerei kann man selbst in der Wiedergabe noch erkennen, wo die einzelnen, schnell hingeworfenen Striche des Pinsels noch sichtbar sind, namentlich am Hemd und am Nieder, die beide so außerordentlich locker gemalt sind. Wie fein und leicht ist das aufgelöste Haar gemalt! Und die Schönheit des farbigen Eindrucks läßt sich gleichfalls erkennen. Das schwarze Haar umgibt leicht den Kopf. Das weiße Hemd füllt den unteren Raum des Bildes. Der Hintergrund ist weißgrau. Alles breite und doch vornehm zurückhaltende Farbengegensätze, die den Eindruck nicht zerstreuen, sondern konzentrieren.

Das Bild von Leibl, „Mädchen bei der Arbeit“, stammt aus der frühen Periode, wo dieser Maler noch weich und locker malte. Später wurde er immer penibler, sorgfältiger, eine Schürze, eine Hand, ein Nieder war genug, ihn lange zu beschäftigen, und von der Augenblicklichkeit der malerischen Erscheinung strebte er weg zu der Prägnanz und Genauigkeit der zeichnerischen Darstellung. In dieser frühen Periode — das Betonen des Malerischen brachte es mit sich — bevorzugte Leibl auch die stizgenhafte Behandlung, die das reproduzierte Bild noch erkennen läßt. Die Ofenbank, auf der das vordere Mädchen sitzt, der Rock, die Blumen, die die Mädchen zu Kränzen binden, die Schürzen sind undeutlich gehalten und verschwimmen im Ganzen. Das ganze Kleid der hinten stehenden Bäuerin zeigt diesen lockeren, verschwimmenden Ton. Fein sind die beiden Köpfe herausgearbeitet, die plastisch gegen den hellen Ausschnitt gestellt sind. Der Ausdruck in beiden Gesichtern ist natürlich beobachtet, unauffällig und ungewollt. Das vordere Mädchen ist in den Einzelheiten genauer durchgearbeitet, die Hand ist fest modelliert, der Rock zeigt genaue Musterung. Dagegen tritt die hintere Person zurück und ist verschwimmender, undeutlicher gemalt.

Es sei noch darauf hingedeutet, wie Leibl, der noch aus der Zeit stammte, wo Defregger seine idyllischen Genreszenen aus dem Gebirge malte, sich von dieser Verflachung frei hielt oder frei machte. Er nahm sich die einzelnen Personen vor, befreite sie aus dem zu engen Zusammenhang, wo sie nur um der Illustration einer Anekdote da waren, und nachdem er so die Grenzen erweitert hatte, konnte er sich, da das Bild inhaltlich an sich nichts bot, ganz auf das Herausarbeiten und Betonen des Malerischen legen. Dieser Gegensatz ist hier um so klarer, als Defregger sowohl wie Leibl ihren Stoff derselben Gegend, demselben Volk entnahmen. Defregger aber sah die Leute des Gebirges mit den Augen des Städters, der allerlei Romik und Reiz an der Sache selbst findet, während Leibl sein Leben unter den Dörfern, die er sich als Stoff erwählte, zubrachte. Sie waren ihm ganz vertraut, darum sah er tiefer, intimer, reiner — malerischer.

**Familiennamen.** Die deutschen Geschlechts- oder Familiennamen stammen erst aus dem Ausgange des

Mittelalters; ihre Bildung fällt etwa in die des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. Die sprunghaft benannten auch die Deutschen, wie es bei den meisten Völkern der Erde heute noch der Fall ist, den Sohn nach dem Vater. Reste davon finden sich noch in den niederdeutschen Namen (Krieken, Classen usw.). Derartige Geschlechtsnamen verschwinden jedoch in der Menge der anderen, die sie auch zu den ältesten und ursprünglichsten rechnen sind. Älter als diese Namen sind vielmehr nur noch die altgermanischen Personennamen, die zu Familiennamen wurden (Albrecht, Arnob). Derartige Namen gestellten sich bald mit dem vordringenden Christentum fremde (hebräische, griechische, lateinische) Personennamen (Peter, Paul) die beim Erstarren der Namen zu Geschlechtsnamen gleichfalls Familiennamen wurden. Von viel größerer Bedeutung für die Reichhaltigkeit der Familiennamen wurden jedoch die Bezeichnungen, die sich an den Berufsarten oder Wohnsitzen herschrieben (Meißner, Leipziger). Mit diesen drei wesentlichsten Arten der Familiennamen hat sich in eingehender und erschöpfender Weise Professor Albert Heine in seiner Buche „Die deutschen Familiennamen“ (Halle a. d. Saale, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses) befaßt. Er gliedert seine interessanten Ausführungen sowohl geschichtlich wie auch geographisch und sprachlich, und gibt am Schluß in einem reichhaltigen Namenlexikon, das viele Seiten umfaßt, etymologische Erklärungen für eine stattliche Anzahl deutscher Familiennamen. Mit großem Fleiß ist da ein Material zusammengetragen, das von allgemeinstem Interesse ist. Oft überraschen die Erklärungen und Ableitungen; meistens aber geben sie ein klares Bild von der Art, wie sich die Worte allmählich abschiffen, bis sie schließlich auf die uns vorliegende Form kamen. So wurden aus dem griechischen Vornamen Alexander die deutschen Familiennamen Sander und Sander, aus Ambrosius Wess und Wesside, aus Andreas Enders, Ender, Dreweß und Dreweß, aus Bartholomäus Meier und Möbius, aus Johannes Zahnte, Zadel, Hesel, aus Jakob Köbbe und Köpffe, aus Markus Mare aus Abraham Bräms usw. Im allgemeinen lassen sich schwer Grenzen zwischen den einzelnen Formen des Vorkommens der deutschen Familiennamen ziehen. Heine unterscheidet hier zwischen nordwestdeutschen, nordostdeutschen, südböhmischen und südböhmischen Familiennamen. Der Bildung und dem Klang nach weichen sie denn auch in Wirklichkeit nicht unwesentlich voneinander ab. Meimers, Dicks, Schipper, Becker, Schmidt sind speziell friesische Namen. Im Oldenburgischen findet sich die charakteristische patronymische Form; Krügen, Ottmanns etc. sind hier viel gebräuchliche Namen. Die westfälischen Familiennamen deuten auf die ehemalige örtliche Isolierung ihrer Träger: Uhlenbrock, Gidhalt, Buddendiek, Wälkenbeck. Diese Bezeichnung vom Ort oder Gehöft haftet auch noch vielen Namen im Hannoverschen und in der Altmark an. Mecklenburg, Pommern und die Mark Brandenburg „verpöbeln“ mit Vorliebe die Familiennamen. Als Schröter wird hier Schröder, aus Fuchs Foh, aus Krause Kruse, aus Müller Mäler usw. Der westfälische Schulte wird in Mecklenburg zum Schulz und in Brandenburg zum Schulz oder Schulke. Je weiter wir uns gen Osten wenden, desto mehr machen sich slavische Einflüsse bemerkbar. Slavische Vornamen (Moad, Wiskaff) werden zu Familiennamen. Wo sich Familiennamen nach Ortschaften gebildet haben, nehmen sie die Endungen ow (Witow, Gorbow), in (Leppin, Ladenthin) oder ih (Publig, Gerwig) an. Ganz anders Süddeutschland. Hier haben die Familiennamen sich eine möglichst kurze Form anzueignen, indem sie die Endsilbe abstoßen. Aus Thiele wird Thiel, aus Frihe Fritsch, aus Gope Götsch usw. Die den Ortschaften entlehnten Namen bleiben jedoch gewöhnlich lang (Straßburger, Wenzheimer, Dillinger). Die patronymische Form, die an der Nordseeküste sich meistens mit der Endung sen (Jakobsen, Hanssen) zeigt, tritt in Süddeutschland auf in die Erscheinung (Schilling, Gehring). Sachsen und Thüringen sind in ihren Familiennamen die charakteristischsten Gebiete für Verkleinerungs- und Schmeichelformen (Gädel, Zädel, Mäkel). Auch dem schwer auszusprechenden slavischen begegnet man schließlich häufig an dieser Grenze des Deutschtums und des Slawentums (Frische, Klopsch, Pösch, Piesch).

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstrasse 69, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**